

500 Jahre Kommunikation?

Nach der Pastoralinstruktion „*Communio et Progressio*“ – deren Erscheinen vor 20 Jahren den Anlaß bietet für diesen Kongreß –, ist „Kommunikation mehr als Äußerung von Gedanken oder Ausdruck von Gefühlen; in ihrem tiefsten Sinn ist sie Mitteilung seiner selbst in Liebe“ (CeP 11).

Von der Wortwurzel ausgehend zielt Kommunikation auf Gemeinsames: Zwei oder mehrere denken, tauschen aus, bedenken, können schließlich Gemeinsames tun, weil sie sich sozusagen gegenseitig auf eine gemeinsame „Wellenlänge“ eingefühlt haben. Eher wissenschaftlich ausgedrückt heißt das, sie besitzen eine gewisse Identität von Kernsignalen oder haben diese hergestellt. Diese ermöglicht den Austausch von Information, Maßstäben, Werten, von Weltanschauungen, Zukunftsvisionen, utopischen und realutopischen Träumen, in unserem Zusammenhang von Lebens- und Glaubenserfahrung. Eine solche Definition überpersonaler Kommunikation ist für die mediengebundene, um die es bei der Begleitung des publizistischen Großereignisses 1992 gehen wird, Voraussetzung.

Tatsächlich werden der 12. Oktober und sein zeitliches Umfeld ein Mediengroßereignis werden. Mehr als eine halbe Milliarde Menschen, die im alten Kontinent Europa ihre Wurzeln haben und die sich stolz Amerikaner, Nord- oder Lateinamerikaner nennen, verknüpfen mit diesem Datum ihre Existenz, vor allem ihre Existenzberechtigung auf dem Doppelkontinent Amerika.

Über die Familiennamen hinaus, die auf die Herkunftsländer wenigstens eines Elternteiles ihrer Vorfahren verweisen – und zwar dessen, der etwa bei Mischlingen für die Sozialisation ausschlaggebend war –, besteht bei den meisten nicht-indianischen oder afroamerikanischen Amerikanern weiterhin eine emotionale Bindung an Europa. Aufgrund der weitgehenden Identität von Wertvorstellungen und Kommunikationsinstrumenten rechnen sich die genannten Amerikaner selbst zum abendländischen Kulturkreis und werden auch von uns Europäern so angesehen. Dies steht einer gleichzeitigen Suche, manchmal Betonung eigenständiger nord- oder lateinamerikanischer Identität nicht im Wege.

Der 12. Oktober 1492 ist ein Datum, das die Welt veränderte. Zunächst erbrachte es den empirischen Beweis für das, was Gelehrte errechnet hatten: Die Erde ist keine Scheibe, sondern eine Kugel, wie sie Martin Behaim im gleichen Jahr mit seinem berühmten „Erdapfel“ nachgebildet hat. Diese Erkenntnis war die Voraussetzung, um den Seeweg nach Indien auf der westlichen Route zu suchen. Daß sich dabei ein ganzer Kontinent in den Weg stellen sollte, ahnten nur wenige.

Kolumbus, nach allgemeiner Annahme Genuese, hat als Seefahrer in spanischen Diensten den Weg in die für Europäer neue Welt gewiesen. Seiner Spur folgend erreichten Giovanni Caboto in britischen Diensten bereits 1497 Nordamerika, der Portugiese Pedro Alvarez Cabral 1500 das Festland Südamerikas und in französischem Dienst Giovanni Verazzano 1523 wiederum den

Norden des Doppelkontinents. Damit hatten sich die damals wichtigsten konkurrierenden Seemächte ihren Weg nach Amerika gebahnt. Holländer und Schweden kamen später dazu. Die deutschsprachigen Völker schließlich waren nicht nur durch den Habsburger Karl V. und durch den Bankier und Reeder Bartholomäus Weiser vertreten, der Teile Venezuelas unter Dalfinger erobern ließ, sondern auch durch Seeleute, Soldaten und Missionare.

Für die Bevölkerung des Kontinents beginnt mit diesen Unternehmungen eine bis dahin unbekannte Fremdherrschaft. Die für sie heute häufig gebrauchte Bezeichnung „Urbevölkerung“ ist zwar falsch, weil die Bevölkerung Amerikas um 1500 kaum mehr etwas mit der eigentlichen Urbevölkerung des Kontinent gemein hatte, dennoch unterstreicht sie das geschichtliche Ergebnis, daß die Bevölkerung eines ganzen Doppelkontinents zum großen Teil gewaltsam ausgelöscht und durch eine neue ersetzt wurde.

Für die Menschen europäischer oder mestizischer Abkunft (Mischling zwischen Indianern und Europäern) gilt daher der 12. Oktober als besonderer Tag des Triumphes. Als „Tag der Rasse“ wird er noch heute in Spanien und in lateinamerikanischen Staaten gefeiert. Tatsächlich hat die weiße Rasse beginnend mit diesem Datum den Kontinent Amerika zu dem ihren gemacht, indem sie die bodenständigen Menschen in einem in der Weltgeschichte einmaligen Vernichtungsprozeß soweit ausgerottet hat, daß die indianische Bevölkerung heute kontinentweit zu einem „Minderheitenproblem“ geworden ist.

Nordamerika mit seinen 265-270 Millionen Menschen zählt heute etwas über eine Million Indianer, die auf eine Vielzahl von Reservaten verteilt dort eingepfercht leben. Um die Jahrhundertwende hatten von den bei der Ankunft der Pioniere auf über 6 Millionen geschätzten Indianern gerade 40.000 die privaten und regierungsamtlichen Massaker überlebt. Die Monroe-Doktrin: 'Amerika den Amerikaner' hat die eigentlichen Amerikaner stets ausgeschlossen. Der Boden, auf dem sie in den Reservaten leben, gilt als Staatsland; die Ehre, US-Bürger zu sein, die jedem Nichtindianer zuteil wird, der auf dem Boden der Vereinigten Staaten von Amerika geboren ist, haben Indianer erst seit 1924.

Auch in der Karibik erinnert nur der Name an das einst mächtige Volk der Kariben, das vom heutigen Brasilien aus die Inselwelt erobert hatte. Dennoch leben auf dem südlichen Teil des Doppelkontinents und in Mittelamerika immerhin noch 39 Millionen Menschen rein indianischer Abstammung. Dabei haben in Brasilien von den ursprünglich auf über 5 Millionen geschätzten Indianern, unter ihnen die bereits erwähnten Kariben, lediglich 120.000 überlebt, die meisten von ihnen in der Amazonasregion, die bisher Nichtindianern nur schwer zugänglich war. In diesem riesigen Land, das fast 24 mal die Größe Gesamtdeutschlands umfaßt und nur dessen doppelte Einwohnerzahl aufweist, scheint für Indianer kein Platz zu sein.

Große Völker, wie die Quechua- und Aymara-Indianer im andinen Hochland, Mayavölker und die Mapuche im Süden des Kontinents sind durch die Staatsgrenzen zerrissen, wagen aber von einer Wiedervereinigung und der Anwendung des Selbstbestimmungsrechtes auf ihre Völker durch die Nationalgesellschaft nicht einmal zu träumen.

Gegen diese von Hybris bestimmte, allgemein die geistige Einstellung sogenannter Kolonisatoren gegenüber Unterworfenen kennzeichnende Grundhaltung haben sich schon früh der Franziskaner Bernardino de Sahagún (1500-1590) und der Dominikaner Francisco de Vitória (1483-1546) gewandt. Sahagún gilt aufgrund seines in aztekisch und spanisch abgefaßten 11bändigen Sammelwerkes „Historia general de las cosas de Nueva España“ als Vater der Ethnologie. Er hat darin für die Nachwelt den Reichtum aztekischer Geisteskultur wenigstens teilweise erhalten. Sein größtes Verdienst dabei bleibt, daß er diese Werke als solche erkannt und weitergegeben hat.

Francisco de Vitória, der Vater des Völkerrechtes, vertrat die unter seinen Zeitgenossen heftig umstrittene Auffassung, auch die indianischen Völker hätten das Recht auf ihre Freiheit, ihren Besitz und auch auf ihre eigene Glaubensüberzeugung. Beide Gelehrten fanden auch in der Kirche lediglich Unterstützung bei Außenseitern. Auch dann noch, als durch Papst Paul III. 1537 und 1538 die Menschenwürde der Indianer unterstrichen und ihre Versklavung mit von selbst eintretender Exkommunikation bestraft wurde.

Auch der spanische Staat versuchte mit den Gesetzen von Burgos 1512 und mit den „Neuen Indiangesetzen“ von 1547 dem zügellosen Gebaren der Eroberer und Kolonisten gegenüber seinen neuen Untertanen Einhalt zu gebieten. Die portugiesische Krone erklärte zwischen 1570 und 1680 nicht weniger als 9 mal die Versklavung von Indianern für ungesetzlich. Der Erfolg dieser Gesetze war gleich null. Der Aufstand der Spanier in Amerika gegen die „Neuen Indiangesetze“ ebenso wie der praktische Widerstand der Portugiesen gegen die Sklavengesetzgebung der Krone zeigen ein Muster, das bis zum heutigen Tag ungebrochen in ganz Amerika seine Gültigkeit hat: Die Nationalgesellschaft und ihre Regierung sind nicht fähig, meist auch nicht wirklich willens, die Rechte der ursprünglichen Bevölkerung zu schützen und Übergriffe ihr gegenüber zu verfolgen und Verbrechen zu bestrafen.

Den schließlichen Untergang der indianischen Völker Amerikas haben jedoch nicht die militärische Eroberung des Kontinents und seine koloniale Eingliederung, sondern die massive Einwanderung und Vermehrung der Europäer seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts besiegelt, die ein normales Wachstum der indianischen Völker verhinderten.

Das Fragezeichen hinter der Thematik des Arbeitskreises „500 Jahre Kommunikation?“ steht also für berechtigte Zweifel, ob in dieser jüngsten Geschichte Amerikas, seit sich die Menschen dieses Kontinents ungebeten eindringenden Europäern gegenübersehen, ob in diesen seit der Landung des Kolumbus gezählten 500 Jahren Kommunikation überhaupt stattgefunden hat.

Seit dem Irrtum des Kolumbus, in Indien gelandet zu sein, werden Menschen mit dem Namen Inder, Indier oder Indianer bezeichnet; Menschen, die untereinander wenig mehr verbindet als das Schicksal unterworfenen Völker, und die Tatsache, daß ihre Kulturen, einschließlich ihrer Hochkulturen, von den Siegern schlicht für ungültig erklärt werden. Das beinhaltet auch, daß ihre Glaubensüberzeugungen generell, mit wenigen aber wichtigen Ausnahmen, als

heidnisch bis teuflisch eingestuft wurden und von fundamentalistisch denkenden Menschen bis heute so bezeichnet werden. Die Voraussetzungen für Kommunikation zwischen den Menschen des Kontinents und den eindringenden Europäern waren und sind also denkbar schlecht.

Das Fragezeichen hinter dem Thema der Tagung steht auch für einen Funken Hoffnung in Einzelfällen, in gewissen Zeitabschnitten, bestimmten Regionen, in religiösen Gemeinschaften. In der Kirche müsste es doch Kommunikation gegeben haben oder wenigstens heute geben.

500 Jahre „Evangelisierung“

Im Zusammenhang mit der 500sten Wiederkehr der Landung des Kolumbus auf der Insel Guanahani sprechen kirchliche Kreise von 500 Jahren Evangelisierung. Dieser Begriff führt in doppelter Hinsicht in die Irre.

Zunächst ist dieser sogenannte „Katholische Kontinent“ nicht die Folge der Christianisierung seiner ursprünglichen Bevölkerung, sondern das Ergebnis der Einwanderung aus traditionell katholischen Ländern. Damit wäre Evangelisierung aber auf die heutige Bevölkerung zu beziehen, die Nachfahren von Konquistadoren, Einwanderern und Sklaven. Die Europäer waren nach ihrem Selbstverständnis jedoch ohnehin Christen. Afrikanische Sklaven wurden meist getauft, noch bevor sie auf dem christlichen Kontinent in die für sie bereitete Hölle entlassen wurden. Die Rede von 500 Jahren Evangelisierung könnte sich aber sinnvollerweise nur auf die ursprüngliche Bevölkerung des Kontinents beziehen. Diese war im besten Fall Objekt von kolonialistischer Missionierung. Der in der katholischen Kirche relativ junge Begriff 'Evangelisierung' hat eine klare Umschreibung, nämlich die Begegnung von Kulturen mit dem Evangelium. Eine solche hat, abgesehen von Ausnahmen, nicht stattgefunden. Zu den Ausnahmen zu rechnen wären der Versuch der Franziskaner in Tlateloco/Mexiko und in gewisser Weise auch die Vorgehensweise von Las Casas und der Lascasianos, d. h. der Bischöfe, die sich die Anschauung von Las Casas zu eigen gemacht hatten. Missionare wie sie gab es immer wieder und insgesamt erstaunlich viele. Historisches Gewicht erlangten sie nicht; sie konnten sich weder gegenüber dem Staat noch in der Kirche durchsetzen.

Als Betroffener unserer Tage spricht der Kuna-Indianer aus Panama, der Ethnologe und katholische Priester Aiban Wagua von den drei Toden, die ein Kuna-Indianer sterben mußte, wollte er Priester werden. Der erste Tod: Das Herausgerissenwerden aus der Familie und ihrer Kultur durch den Eintritt in das kleine Seminar, das mit seiner tridentinischen Ausrichtung nicht lateinamerikanischer Lebensform entspricht. Der zweite Tod: Das Studium der Philosophie und Theologie, in dem die eigene Kultur und Religion nicht zählt. Den dritten Tod schließlich stirbt einer, der, Priester geworden, seinem Volk und dessen Kultur durch die beschriebenen Stationen gründlich entfremdet, als Missionar zu seinen eigenen Leuten zurückgeschickt wird, schlechter ausgerüstet als mancher fremde Missionar, der wenigstens in Vorbereitung auf seine Tätigkeit Ethnologie studieren mußte. Auch die (vorrangige) Option für die Armen, die die lateinamerikanische Kirche als Grundhaltung aus dem Evangelium wieder

zutage förderte, ist aus der Sicht Waguas zu vereinnahmend und ausschließend zugleich. Vereinnahmend, weil etwa in den Dokumenten von Medellín und Puebla, den beiden Generalkonferenzen des lateinamerikanischen Episkopates 1968 und 1979, Indianer generell einfach zu den Armen gerechnet werden und „Armut“ als verweigerter Teilnahme am Nationaleinkommen und an der Nationalkultur gemessen wird. Gleichzeitig werden Indianer auch ausgeschlossen, weil ihr gesellschaftliches, politisches, kulturelles und deshalb vor allem ihr religiöses Anderssein auch von der Kirche weithin überhaupt nicht, und wenn, ungenügend zur Kenntnis genommen wird. Deshalb muß die grundlegende Entscheidung der Kirche eine Option für den *anderen* sein, damit Kommunikation und Dialog möglich werden, ohne die es Evangelisierung, soll sie den Namen zu recht tragen und nicht nur eine geschönte Hülle für den altbekannten Inhalt, nämlich Kolonialmission sein, nicht geben kann. Für die Nationalgesellschaften des „katholischen Kontinents“, der es die längste Zeit gewesen ist, wenn der Einbruch der Sekten so massiv weitergeht, lautet die vom Papst und lateinamerikanischen Bischöfen ausgegebene Devise: Neu-Evangelisierung. Maßstab für die Reife einer Gesellschaft und damit dafür, wie tief die Werte des Evangeliums in ihr Wurzel geschlagen haben, ist nach den Worten von Johannes Paul II. ihr Umgang mit Minderheiten, ihre Kommunikationsfähigkeit mit Menschen anderer Kulturen und Glaubensüberzeugungen.

Ginge es im Rückblick auf 500 Jahre christlicher Präsenz in Amerika nur um Vergangenheitsbewältigung, dann könnten wir uns glücklich schätzen. Aber von Ausnahmen abgesehen, ist verweigerter Kommunikation leider überall Gegenwart. Die Vertreibung von Indianern durch Großgrundbesitzer, Goldgräber und Bergbaufirmen, gezieltes und unbestraftes Morden durch bezahlte Verbrecher, gehören, wie nahezu täglich in der Presse nachzulesen ist, zu den 'Begegnungsformen' der sogenannten Zivilisierten unserer Tage mit indianischen Menschen.

So ist es nur verständlich und zu begrüßen, daß es eine Sammelbewegung indianischer Völker gibt, die das „Quinto Centenario“ zum Anlaß nehmen, deutlich und auf Weltebene auf sich und ihre Rechte aufmerksam zu machen. Sie suchen besonders die europäische Öffentlichkeit in der Hoffnung, die nicht unmittelbar Betroffenen könnten ihnen Solidarität erweisen, Einfluß nehmen auf ihre amerikanischen Vettern, die sich rühmen, Werte des christlichen Abendlandes zu pflegen und die folglich auch, wenn sie nur wollten, helfen könnten, die Grundrechte indianischer Völker einzufordern.

Von verweigerter Kommunikation zwischen Europa und Amerika muß aber auch im Hinblick auf die lateinamerikanische Kirche – unter Ausschuß der indianischen Christen – gesprochen werden. Die Einwanderer- und Mestizenkirche entwickelte durchaus ein eigenständiges und beachtliches Profil, von dem hierzulande allerdings keine Notiz genommen wurde. Gegen Ende der Kolonialzeit hat sie bereits eine Art politischer Theologie vertreten, zu einer Zeit also, als die katholische Kirche in Europa noch Gewissensfreiheit und Demokratie als Übel bekämpfte, Gottesgnadentum und Jammertalideologie als gottgegeben verteidigte. Es darf gesagt werden, daß die Ursache für die geistige Armut der lateinamerikanischen Kirche in den gut 100 Jahren, die bis Medellín

(1968) zu beklagen war, weithin außerhalb Lateinamerikas zu suchen ist. An der nahezu völligen Zerstörung der bereits gewachsenen kirchlichen Struktur im vorigen Jahrhundert trägt eine ungeschickte römische Diplomatie keine geringe Schuld. Die Hilfe der europäischen Kirche, die Generalversammlung des lateinamerikanischen Episkopates in Rom 1899 und die nun notwendig gewordene Personalhilfe aus Europa hatten ihren Preis: den Verlust der Identität der lateinamerikanischen Kirche. Sie wiederzugewinnen ist nicht zuletzt das Ziel aller dortigen eigenständigen Wege, von der Befreiungstheologie bis zur Basisgemeinde. Hier schließt sich eine mögliche, späte Verwirklichung der Vision der ersten Missionare von Mexiko an, die von einer amer-indischen Kirche träumten. Sie müßte heute eine afro-amer-indische Kirche sein.

Die Missionsabteilung des CELAM, konkret Bischöfe aus Guatemala, Mexiko, Nicaragua und Panama, hat im Herbst 1989 als Ergebnis ihrer Kommunikation mit ihren indianischen Christen die Formung einer indianischen Kirche gefordert. Nach ihren Vorstellungen muß diese eigenständig sein in ihrer Selbstdarstellung, die ihrer indianischen Lebenswelt entspricht, ohne natürlich den Austausch mit anderen Teilkirchen und dem Petrusamt zu vernachlässigen.

In diesem Kampf um das Lebens- und Überlebensrecht, um kulturelle und religiöse Eigenständigkeit, nicht zuletzt um die Grundlage indianischer Existenz überhaupt, im Kampf um das Land, ist den Indianern in dem inzwischen kontinentweit operierenden Missionsrat der Brasilianischen Bischofskonferenz (CIMI) ein wichtiger Bundesgenosse erwachsen.

Nach nahezu 500 Jahren christlicher Präsenz in Lateinamerika sind das neue Ansätze von Kommunikation. Eine verantwortliche Medienkommunikation hierzulande, die sich mit den Anliegen der Armgemachten und der wegen ihrer Andersartigkeit doppelt Armgemachten solidarisiert, wird gleichzeitig den Suchenden bei uns einen Dienst erweisen, indem sie uns dies bewußt macht: Kommunikation ist nicht zuerst Technik, sondern „Mitteilung seiner selbst in Liebe“. Gelingt dies, müßte das kommende halbe Jahrtausend von Kommunikation ohne Fragezeichen geprägt sein.

Othmar Noggler, München

Gesprächskreis „500 Jahre Kommunikation?“

Das Thema des Gesprächskreises hätte gut lauten können: 500 Jahre verweigerter Kommunikation zwischen Europa und Amerika. Der historische Befund wurde geradezu sinnfällig nochmals durch die verhältnismäßig kleine Zahl von Teilnehmern unterstrichen, die sich für diesen Gesprächskreis interessierte.

Da es dem Gesprächskreis: „Die Kirche Osteuropas nach ihrer Befreiung“ nicht besser erging, darf nach den Gründen für die Entscheidung der Kongreßteilnehmer zugunsten von „Evangelisierung durch Massenmedien“ gefragt werden. Zunächst traf dieser Gesprächskreis die eigentliche Erwartung an den Kongreß. Schließlich ist es hinreichend bekannt, daß kirchlich orientierter, gar kirchlich gebundener Journalismus seine liebe Not hat mit dem Zugang zu den Massenmedien. Die Teilnehmer erwarteten sich deshalb zurecht brauchbare Orientierungshilfen. Darüber hinaus darf allerdings vermutet werden, daß die beiden Gesprächskreise „Die Kirche Osteuropas“ und „500 Jahre Kommunikation“ zu einer, auch im kirchlichen Raum nicht einfachen Standortbestimmung herausforderten.

Wer unter der Option für die Armen etwa den Standpunkt 'Katholisierung' beklagt und von verweigerter Kommunikation spricht, wird, anlässlich der 500sten Wiederkehr des Ereignisses vom 12. Oktober 1492, Tage der Besinnung und der Buße anmahnen und dabei auf entschiedenen Widerspruch weiter Kreise der Kirche stoßen. Diese argumentieren mit dem Wachstum der „Christenheit“ und der Entstehung eines wie immer verstandenen „katholischen Kontinents“ und bringen dies mit dem 12. Oktober 1492 in Verbindung; und zwar in einer Weise, die zu einer, wenn auch nicht triumphalistisch zu gestaltenden, Jubiläumsfeier allemal Anlaß geben.

Die Gesprächsrunde zeigte sich einhellig auf die Zukunft ausgerichtet, d. h. sie suchte, ohne die Vergangenheit beschönigen zu wollen, nach dem möglichen Beitrag deutschsprachiger kirchlicher Medien, um vor allem den Menschen heute in Amerika Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die die direkten Nachfahren der ursprünglichen Bevölkerung des Doppelkontinents sind.

Naturgemäß bereitete jedoch die Frage nach dem, was „authentisch indianisch“ sei, erhebliche Schwierigkeiten. Die Tatsache, daß die Bezeichnung „Indianer“ nur der kleinste gemeinsame Nenner ist, auf den die unterschiedlichsten Völker mit ihrer je eigenen Kultur und Religion gebracht wurde, die heute unter nicht minder unterschiedlichen Bedingungen als Restvölker leben müssen und die schließlich auch in den einzelnen Nationalgesellschaften und in deren Kirchen unterschiedliche Rollen spielen, läßt eine verallgemeinernde Sprechweise über Indianer nur in sehr beschränktem Maße zu.

Auf das Verhältnis von Indianern zur katholischen Kirche bezogen, hat diese es immer noch mit Menschen zu tun, die von der Erstverkündigung noch

nicht erreicht wurden oder sich weigern, in diese Kirche einzutreten. Andererseits gibt es zahlenmäßig starke Völker, etwa die Quechua und Aymará, die sich als katholische Christen verstehen, dabei aber ihre eigene Form leben. Die Einschätzung dieser Form katholischen Christentums als „Volksreligiosität“ machte weithin eine geistige Auseinandersetzung mit diesem Phänomen unmöglich. Erst in jüngster Zeit wurde die „Volksreligiosität“ durch die beiden Generalkonferenzen von Medellín (1968) und Puebla (1979) aufgewertet und wird in Teilen der lateinamerikanischen Kirche den Formen indianischen katholischen Christentums u. a. auch auf der Ebene des lateinamerikanischen Bischofsrates (CE-LAM) wachsender Respekt entgegengebracht.

Gleichzeitig wird allenthalben eine „römische Präsenz“ feststellbar, die auf Integration auch der indianischen Völker drängt, so daß die lateinamerikanische Kirche nicht nur ein doppeltes Gesicht zeigt, sondern manche bereits von zwei deutlich unterscheidbaren Kirchen sprechen. Für das Kräfteverhältnis der beiden gilt als Indiz die Tatsache, daß die massiven Bedenken und Proteste indianischer, z. T. international organisierter Vertreter gegenüber den Entdeckungs- bzw. Evangelisierungsfeierlichkeiten bisher auf jubiläumswillige Kirchenvertreter wenig Eindruck machten.

Dies erschwert bereits innerhalb der Kirche eine „authentische Vermittlung“. Dazu kommt, daß in der nichtkirchlichen Öffentlichkeit Kirche weithin nur als Verbündete der einstmaligen iberischen Führungsmacht gesehen wird, die stolz darauf ist, das „Tor zur Welt“ aufgestoßen zu haben. Dabei wird die Kirche zusätzlich für die negativen Auswirkungen auch der Politik verantwortlich gemacht. Da die Kirche selbst genug Schuld auf sich geladen hat, wäre eine abwehrende Haltung falsch, zumal die innerkirchlichen Tendenzen, bestimmte Vertreter einer kritischen Betrachtung der vergangenen 500 Jahre auszugrenzen, durchaus und besonders bei Gruppen bekannt sind, die sich für Minderheiten stark machen. Der ermordete Professor und Jesuit aus El Salvador, Ellacuria hat für viele Lateinamerikaner gesprochen, als er auch von der europäischen Kirche eine sachgerechte Selbsteinschätzung hinsichtlich ihrer Rolle in den knapp 500 Jahren ihres Einflusses forderte.

Da nur die Wahrheit freimacht, gilt es zu ihr zu stehen. Blinde Apologetik versündigt sich ein weiteres Mal an den Opfern. Es gilt deshalb aus der Geschichte zu lernen und 'advokatorische Solidarität' (P. Suess) mit den Opfern von heute zu üben. Dabei müssen, durchaus um der Gerechtigkeit willen, die Propheten der vergangenen Jahrhunderte, besonders aber die der Gegenwart, zu Wort kommen. „Authentische Zeugen“ und Zeugnisse aus Literatur, Kunst und Schauspiel erhalten dabei einen wichtigen Stellenwert.

Gerade in diesem Zusammenhang ist eine immer noch unzureichende Information zu beklagen und bei einer wichtigen Quelle kirchlicher Medienarbeit, der KNA, eine deutliche Eurozentrik festzustellen. Der übliche Hinweis auf beschränkte Mittel verschärft nur die Frage nach den Prioritäten.

Zusätzliche Information könnten etwa über die Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz herzustellende direkte Kontakte zwischen Spre-

chern lateinamerikanischer und deutschsprachiger Bischofskonferenzen bieten, sowie der in Aussicht gestellte Informationsdienst der Werke zum Thema der 500 Jahre.

Inhaltlich wird sicher auch für Europa das Verhältnis der Minderheiten zueinander, etwa mögliche Allianzen zwischen der mestizischen Landbevölkerung, Menschen afrikanischer Abstammung und Indianern von Interesse sein, zumal hierbei die Kirchen eine wichtige Rolle spielen. Nicht zuletzt wird auch eine schöpferische lateinamerikanische Liturgie hierzulande bereichernd wirken. Richtig vollzogen, bezieht sie die Menschen als Handelnde mit ein und macht begreiflich, was sonst unter dem Begriff Mission, aber auch noch unter dem der Evangelisierung, Neuevangelisierung im Abstrakten, gar Instrumentalen verbleibt. Kirche wird sich als Protobeispiel für das Zusammenleben eigenständig denkender und handelnder Menschen unterschiedlicher Rassen und Kulturen bewähren müssen. Wie und wieweit sie diesem aus ihrem Wesen entspringenden Anspruch gerecht wird, dürfte ebenfalls eine interessante Fragestellung für die kirchliche Medienarbeit bieten.

Für eine sachgerechte Medienarbeit konnten sich die Teilnehmer des Gesprächskreises in den beiden Sitzungen auf folgende vier Leitsätze verständigen:

1. Die Betroffenen zu Wort kommen lassen.
2. Advokatorische Solidarität üben.
3. Die Zusammenarbeit mit Menschenrechtsorganisationen suchen.
- 4., Von Seiten der Kirche und über ihre Medien politischen Druck erzeugen, um den Bedrängten von heute zu ihrem Recht und Überlebensrecht zu verhelfen.

Die Beachtung der genannten Leitlinien stellt eine mögliche und sicherlich wirkungsvolle Form der Option für die Armgemachten dar. Mit ihnen zu kommunizieren ist Auftrag dessen, auf den wir uns als Christen berufen. Auf dem düsteren Hintergrund der Gegenwart muß allerdings festgestellt werden: Kolumbus landet jeden Tag neu.

Othmar Noggler, München

Öffentlichkeit in einer demokratischen Gesellschaft. Die Kirche Osteuropas nach ihrer Befreiung.

Schon der Titel dieses Arbeitskreises wirft Fragen über Fragen auf: Sind die Gesellschaften Osteuropas denn schon demokratisch? Was verstehen die Menschen in der Tschechoslowakei, in Ungarn, Rumänien, Polen, dem kaum mehr existenten Jugoslawien und der Sowjetunion denn unter diesem Begriff? Knüpfen sie an ihn nicht oft sehr unrealistische Hoffnungen?

Die Schwierigkeiten auf dem Weg zur Demokratisierung bekommen auch die Kirchen zu spüren. In manchen Ländern Osteuropas, z. B. in Polen, war bis zu den mehr oder weniger sanften Revolutionen die Kirche der einzige Ort, wo man sich relativ frei äußern konnte, wo man auch nationale Gefühle nicht unterdrücken mußte, eine Art Asyl, das sich dem Zugriff des allgegenwärtigen Staates entzog. In anderen Ländern ging ein Teil der Gläubigen in den Untergrund, ein anderer ist, oft aus guter Absicht, Kompromisse mit dem erklärt atheistischen Regime eingegangen. So hat denn die Kirche auf sehr unterschiedliche Weise, überall aber überlebt – auch in Albanien, wo Religionsausübung gar in der Verfassung verboten war. Ihr Weg war freilich mit dem Blut von Märtyrern und mit vielen Tränen gesäumt.

Die neugewonnene Freiheit traf die Kirche über Nacht und völlig unvorbereitet. Zu glauben, daß sie die letzten 40 oder mehr Jahre gleichsam ungeschehen machen könnte und im Stile oder mit den Hoffnungen von 1938 oder 1945 weiterarbeiten könnte, ist eine gefährliche Illusion. Auf der anderen Seite ist aber doch sehr verständlich, wenn etwa Geistliche, die von jeglicher Information abgeschnitten waren, nach Jahren der Verfolgung, jetzt gleichsam die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand erwarten.

In einer Gesellschaft, die mit einer so belastenden Vergangenheit irgendwie fertig werden muß und deren Zukunftsvisionen unweigerlich noch sehr vage sind, spielen die kirchlichen Medien eine gewichtige Rolle. Gemeinsam ist ihnen ein großer Bedarf an Information, an Büchern, an Mitarbeitern und deren fachlicher Schulung. Man bedenke nur, daß vielen Gläubigen im Osten zum Beispiel die Beschlüsse des 2. Vatikanums überhaupt nicht bekannt waren. Auch Professoren, die, aus den Katakomben aufgetaucht, nun in den neugegründeten Seminaren unterrichten, sind kaum vorbereitet. Zudem fehlt es fast überall an Geld für Druck, für Vertrieb, für Papier. Die Befreiung der Kirchen Osteuropas hat diese mit ungeahnten neuen Schwierigkeiten konfrontiert. Von „der schwersten aller Prüfungen“ sprach ein ehemaliger Geheimbischof in diesem Zusammenhang, obwohl er selbst viele Jahre im Gefängnis gesessen ist und dort an seiner Gesundheit schweren Schaden erlitten hat.

Die Lage auch der kirchlichen Medien ist in den einzelnen Ländern sehr verschieden; in Ungarn, wo die kirchliche Presse vergleichsweise sehr große Möglichkeiten hat, erklärt sich das Fernsehen zum Beispiel nicht bereit, für Religion erbetene fixe Sendezeiten einzuräumen, in der Slowakei hingegen wurden der Kirche 2 Frequenzen angeboten, die sie nicht nutzen kann, weil ihr Leute und Know How fehlen.

In Prag gibt es ebenfalls große Schwierigkeiten, sich im Fernsehen durchzusetzen. Hingegen ist das religiöse Radioprogramm anspruchsvoll und höchst erfolgreich, bezeichnenderweise dank eines tschechischen Paters, der jahrelang in Frankreich gearbeitet hat und dort lernte, sich in einer profanen Gesellschaft zu behaupten. Er ist einer der wenigen, die Vergleiche ziehen können und der auch von unterschwelligen Angriffen gegen die Religion zu berichten weiß, die in Frankreich aber viel aggressiver gewesen seien. Vielleicht unterscheidet er sich von den vielen Kollegen, die immer hinter dem eisernen Vorhang gelebt haben, dadurch, daß er nicht von vornherein erwartet, als Autorität anerkannt zu werden. Das Machtvakuum, das der alleinherrschende Staat in den ehemals kommunistischen Systemen hinterlassen hat, scheint eine Versuchung auch für Männer der Kirche darzustellen. Es gibt erschreckende Beispiele dafür, daß Bischöfe Laien jede Urteilsfähigkeit absprechen, geschweige denn in einen echten Dialog mit ihnen treten. Der Chefredakteur einer kirchlichen Wochenzeitung etwa mußte eine ernste Rüge des zuständigen Medienbischofs einstecken, als er in seinem Blatt einen Text von Graham Greene abzudrucken wagte.

Wirklich brennende Fragen werden unter diesen Umständen bestenfalls in manchen Samsisdatzeitschriften behandelt, die nun aus dem Untergrund aufgetaucht sind, aber über noch weniger Mittel verfügen als die offiziellen Kirchenblätter. Viele Basisgruppen grenzen sich unter diesen Umständen weiterhin ab, akzeptieren kaum Mitglieder, die in schlechten Zeiten nicht mit ihnen zusammenarbeiteten und sind nicht bereit, sich in pfarrliches Leben zu integrieren. Sie hatten in der Zeit der Verfolgung gelernt, selbständig zu denken und haben, so gering die Zahl ihrer Mitglieder auch ist, einen beträchtlichen Verdienst am Überleben der Kirche. Daß sie heute Schwierigkeiten haben, sich einem Klerus unterzuordnen, der sich bis vor kurzem im Auftrag des Staates von ihnen distanzierte, ist nicht verwunderlich. Ein krasses Beispiel sind die ungarischen Bokorgruppen des Piaristenpaters Bulanyi. Bis heute erklären sich die Bischöfe nicht bereit, Fehler in der Vergangenheit einzugestehen. Sie fürchten ihre Autorität einzubüßen und geraten gerade dadurch in die Gefahr, von ihren Gläubigen nicht mehr ganz ernst genommen zu werden. Jene Christen, die sich den neuen Entwicklungen stellen und ihre Kinder in dieser Zeit des Umbruchs erziehen müssen, sind nicht naiv. Sie haben sich mit Fragen auseinanderzusetzen und hoffen die Zeit überwunden zu haben, in der Befehle auszuführen waren, die man nicht in Frage stellen durfte. Ihre Hoffnung auf die Kirche ist immer noch groß, scheint aber bereits in Gefahr.

Die Teilnehmer des Arbeitskreises sprechen von großen Erwartungen auch Ungläubiger an die Kirche, gleichzeitig aber berichten sie darüber, daß Kritik an ihrer Haltung undenkbar sei und aktuelle Themen wie etwa der bedrohlich wachsende Nationalismus oder auch die Abtreibungsgesetzgebung oder Empfängnisverhütung in kirchlichen Medien nicht diskutiert werden. Auch die soziale Aufgabe der Kirche spielt in den christlichen Medien so gut wie keine Rolle. Das allgemein totgeschwiegene und tatsächlich sehr schwierige Problem der Zigeuner z. B. scheint sie kaum zu interessieren. Wie sich seinerzeit der deutsch-österreichische Antisemitismus hinter dem jüdischen Freund des Hauses verbarg, so glauben so manche, diese brennende Frage mit milden Gaben erledigen zu können. Öffentliche Meinung steht in kirchlichen Medien nicht zur

Diskussion, bisher geht es ihr ausschließlich um die Verbreitung der offiziellen Lehre und Haltung der Kirche. Was sich da im Westen an Auseinandersetzung tut, wird von Vielen als schon nicht mehr christlich gebranntmarkt.

Nicht nur weil diese Skepsis von extrem fundamentalistischen Kreisen bereits fleißig ausgenützt wird, scheint mir diese Haltung gefährlich. West und Ost sind bereits in akuter Gefahr, jeweils auf die andere Seite enttäuscht und mit Unverständnis, wenn nicht Verachtung herabzublicken: Der Westen, weil es ihm zu mühsam ist, die Geschichte der Brüder im Osten etwas genauer in Augenschein zu nehmen und sich mit der Botschaft der zurückgebliebenen Heiligen hinter dem ehemaligen Eisernen Vorhang näher zu befassen. Der Osten, weil er die Freiheit nicht versteht, mit der sich auch gläubige und sehr bemühte Christen im Westen den brennenden Fragen der Gegenwart stellen und stellen müssen. Die Kirche wird auch im Osten nur dann den Erwartungen entsprechen, die die Menschen noch in sie setzen, wenn sie ihren Gläubigen ein Rüstzeug in die Hand gibt, die neue Freiheit im Sinne der Liebe auch zu gebrauchen. Wenn sie – ohne Weisungen zu erteilen – in Kroatien z. B. rechtzeitig demonstriert, daß auch Serben Menschen sind, Nächste, deren Wunden nicht minder schmerzen als die eigenen; wenn sie in Siebenbürgen versucht, Brücken zwischen Ungarn, Rumänen und Zigeunern zu schlagen, in Polen für die ukrainische Kirche Verständnis predigt oder in der Slowakei Kontakte mit der Tschechei pflegt und umgekehrt. Solche Ratschläge erteilen sich freilich leicht aus dem satten Westen. Auch dort aber hat, unter wesentlich leichteren Voraussetzungen, die Kirche selbst nach dem Holocaust Jahre gebraucht, um ihr Verhältnis zu den Juden zu korrigieren und die vergleichsweise kurze Vergangenheit des 1000jährigen Reiches ist noch immer nicht wirklich verarbeitet. Umgekehrt scheint der Osten in die Gefahr zu geraten, die westliche Konsumgesellschaft nur zu verteufeln. Dabei könnte leicht in Vergessenheit geraten, daß sie auf demokratischen Entscheidungen gründet, die nicht immer gut sein müssen, auf jeden Fall aber besser als Befehle brutaler Diktatoren sind. Demokratie provoziert eigenes Denken, auch der Gläubigen. Der Osten muß das erst langsam lernen. Westliche Kritik an der Besetzungspolitik des Vatikans etwa stößt, auch wenn sie aus dem Munde eines Bischofs stammt, dort denn auch noch auf Unverständnis vor allem der Kleriker. Mit vielen Problemen, mit denen die Christen im Westen schon lange leben müssen, werden nun aber auch die Gläubigen im Osten konfrontiert und sie werden die Fragen ihrer Kinder nicht beantworten können, wenn sie wie Vogel Strauß den Kopf in den Sand stecken und auf Begleiterscheinungen der neuen Freiheit nur negativ reagieren.

Vielleicht wären aber gerade nur die Kirchen in der Lage, die tiefen Gräben zu überbrücken, die sich nach der Lüftung der eisernen Decke der kommunistischen Diktaturen zwischen den Völkern und Nationen des Ostens aufgetan haben. Daran, wie sie auch über diese Gräben hinweg einander lieben, sollte man die Christen erkennen. Die im Westen aber an dem Ausmaß der Zuwendung und Geduld, die sie ihren geschundenen Brüdern im Osten heute entgegenbringen. Beide haben voneinander zu lernen.

Renata M. Erich, Wien

Evangelisierung durch Massenmedien

Der von dem niederländischen Jesuitenpater Ben Frie geleitete Arbeitskreis, der mit über 40 Teilnehmern sehr gut besucht war, beschäftigte sich vor allem mit den Möglichkeiten und Grenzen des Projekts „2-sprachig“ (Tweeta-lig). Zunächst stellte Ben Frie ausführlich sein Projekt vor, das kirchliche Mitarbeiter im Umgang mit der audiovisuellen Sprache sensibilisieren und ausbilden will. Durch das Projekt soll eine Annäherung an die massenmediale Sprache als „Zweitsprache“ für die pastorale Arbeit ermöglicht werden. Zu dem Projekt gehört ein Paket von 5 Videofilmen, denen schriftliches Begleitmaterial beige-fügt ist und die in dem Arbeitskreis z. T. vorgeführt wurden. In einem dieser Videofilme geht es um die Problematik eines Partnerkonflikts; in einem anderen wird das Problem der Werbung thematisiert, während der fünfte und letzte Teil auf die zentrale Botschaft des Kreuzes eingeht. „2-sprachig“ will Chancen und Wege eröffnen, um im aktiven Umgang mit der AV-Kultur Möglichkeiten für die Glaubenskommunikation zu finden. Damit werden wichtige und sinnvolle Facetten der Thematik „Evangelisation durch Massenmedien“ angesprochen, ohne freilich den Gesamtbereich dieses Problemfeldes umfassend berücksichtigen zu können.

Ben Frie hat im Nachgang zu diesem Kongreß einen längeren Bericht über sein Projekt verfaßt, den wir in Auszügen vorstellen. Er vermittelt einen Eindruck von den Erfahrungen, die er bei der auf Glaubenskommunikation ausgerichteten Produktion audiovisueller Materialien gemacht hat und reflektiert die Schwierigkeiten beim Einsatz dieser Medien in verschiedenen Gruppen. Die von Ben Frie geschilderten Schwierigkeiten haben sich z. T. auch in Reaktionen der Arbeitskreisteilnehmer widerspiegelt.

Ich wußte, so dachte ich, was ich wollte: die beiden Kulturen, die audiovisuelle und die gottesdienstliche, nebeneinanderstellen. Das dürfte nicht besonders kompliziert sein, wenn ich für beide Bereiche dieselbe Musik verwende, um damit in etwa dieselbe Sphäre anzusprechen. Filmmaterial zu produzieren hätte erhebliche Kosten verursacht und wäre mit den vorhandenen Mitteln nicht zu realisieren gewesen. Also griff ich zu meinen Dias und fing an, nach meinem Gefühl auszuwählen. Ich stellte Dias aus der audio-visuellen Kultur zusammen, die uns umgibt: weniger in der Kirche als vielmehr auf der Straße, in Zeitschriften, auf den Reklametafeln in Bus- und Bahnstationen. Dabei hielt ich mich an die Bildkomposition des Fernsehens.

Das Zusammenstellen dieser Doppelpräsentation mit Dias war faszinierend: Die Arbeit gewinnt Einfluß auf dich: du selbst hast fast keinen Einfluß mehr darauf, was sich ereignet, wenn du mit den Bildern arbeitest; sie verändert sich immer; vom Gefühl her vermischen sie sich und lassen eigene Geschichten erzählen. Danach folgte das Synchronisieren einer noch unzusammenhängenden Serie von Bildern mit Musik von Vangelis aus dem Film „Chariots of Fire“ (GB 1980, deutscher Titel: Die Stunde des Siegers, Regie: Hugh Hudson, Musik: Vangelis Papathanassiou, fd 23 463). Eingewoben in unheildrohende elektroni-

sche Klangeffekte beginnt eine Hymne, die für jedermann, der auf Kirchenorgeln und singende Menschenmengen ansprechbar ist, fast unvermeidbar auch religiöses Erleben erzeugt, das ein gemeinschaftliches Singen hervorrufen kann (schwelgend in einem Nachhall von mehr als sieben Sekunden). Die Projektionstechnik mit zwei Projektoren und regelbarer Überblendung tat ein übriges: Die Steuerung der Dias sollte ein Gefühl erzeugen, das auch die Musik nahelegte.

Testergebnisse, Zuschauerprobleme

Auch Gefühle müssen mit der Zeit auf rationale Kriterien befragt werden. Aus den Reaktionen von Zuschauern meiner Kreation war zwar abzulesen, daß da stets – und zwar in nicht geringem Maße – etwas gefühlt worden war, aber was eigentlich? Es wurde weiter an der Produktion gefeilt, es wurden andere Dias eingesetzt, die besser in den Gesamtzusammenhang von „Zweisprachig“ hineinpaßten. Zuschauerfragen wie „Was soll ich damit?“ zwangen jedoch zu weiterem Nachdenken. Ich wollte anregen, reizen und anspornen, vor allem aber auch einladen, über diese beiden Kulturen in ein Gespräch einzutreten, weil man ja von beiden betroffen ist, weil beides sich im Leben der Zuschauer wiederfindet. Aber die Zuschauer „kamen nicht mit“: Es war sehr mühsam herauszufinden, was eigentlich geschah, während sie zugeschaut hatten.

Didaktische Strukturen

Mit der Zeit fanden wir eine Struktur für die Fragen heraus, die wir bei diesem Projektteil stellen wollten. Zunächst einmal wollten wir nur miteinander austauschen, was wir empfunden hatten. Dabei sollten wir zurückzuhalten versuchen, was jeder für sich allein gesehen hat. Im Austausch darüber kommen ebensoviele Unterschiede heraus wie bei den Empfindungen. Dann galt es zu versuchen, untereinander einig zu werden über die Botschaft, die man meinte, empfangen zu haben. Zum Schluß, so fanden wir heraus, mußt du fragen: Das alles, was ihr jetzt gesagt und was ihr gesehen habt: – Was fangt ihr nun damit an?

Einsichten in Zusammenhänge

Allmählich wurde mir deutlich, was bei „Tweelulk“ („Zwei Welten“) geschieht, einer der fünf AV-Produktionen, die um Werbung und die Träume, die darin zum Ausdruck kommen, kreist. Wie sehr Zuschauer auch dieselben Bilder sehen, die innere Verarbeitung von dem, was sie sehen, ist bei allen Zuschauern unterschiedlich. Wer „Zwei Welten“ anschaut, muß anstrengend arbeiten, um den Bildern stets folgen zur können. Er muß sich fragen: Warum bekomme ich diese Bilder zu sehen, wieso höre ich dazu diese Musik? Währenddessen entwickeln sich bei den Zuschauern Fragen sowie Meinungen, Erfahrungen: Wie stehe ich zu Werbung, was finde ich schön, und warum, oder: warum mag ich das nicht, und wieso nicht? Im Prozeß des Zuschauens tritt der Mensch mit seinem eigenen inneren Sprechen in Verbindung und läßt sich anregen durch das, was zu sehen und zu hören ist. Im gemeinsamen Nachgespräch ist es für die Zuschauer enthüllend zu hören, daß ein jeder immer gehört und gesehen hat,

was in ihm ist, da jeder stets von sich selber redet. Jeder redet über Gefühle und Empfindungen aus dem Bilderreichtum unserer Kultur, jeder über die Gefühle, die Kirche und Gottesdienst anzuschauen geben.

Aber was wirklich erstaunlich ist: wir sind wie nie zuvor unterschiedlicher Meinung über das, was wir gesehen und gehört haben. Gut – solange es um Werbung geht, kann man sich lockere Bemerkungen noch gut erlauben, aber bei Äußerungen über Empfindungen zu Momenten aus der gottesdienstlichen Kultur wird dies schon schwieriger. Außerdem läßt „Tweelulk“ Säkulares und Religiöses auf eine Weise sehen, bei dem gar nicht mehr so scharf unterschieden werden kann, was da eigentlich säkular und was eigentlich ‘religiös’ ist. Wie oder was verehren wir? Was ist entscheidend für unser Leben? Worum geht es uns? Was lehne ich ab, was lasse ich an mich heran, und warum? „Tweelulk“ ist keine unverbindliche Begegnung mehr. ...

Es ist nicht von ungefähr, daß das Begleitheft zu „Zweisprachig“ anfängt mit der Erinnerung an die apokalyptischen Unkenrufe, die die Verbreitung des Buchdrucks vor vierhundert Jahren begleiteten. Sie zerstörte – und das paßt gut zusammen mit den Geschehnissen durch die audio-visuelle Kultur – die Illusion, daß wir alle einzig wären. Die Kirche trug in den Jahren, bevor der Buchdruck erfunden war, alles dazu bei, um diese Illusion aufrecht zu erhalten. Die Fähigkeit, andere Gedanken frei, und vor allem massenhaft zu verbreiten, hat die Kirche außerordentlich in Bedrängnis gebracht. Sie hat eine äußerst ambivalente Rolle gespielt, als die Kunst aufkam, Bücher zu drucken.

Nun sind es die audio-visuellen Medien, die massenhaft viel mehr verbreiten als allein fremde Gedanken: sie können eine neue, hinreißende Wirklichkeit erschaffen, so effizient, so phantastisch und so zielsicher, wie das keine Kirche mehr vermag. Und wieder gibt es diese Ambivalenz in kirchlichen Kreisen: da ist ein gefürchteter Konkurrent auf dem Markt der Lebens- und Weltanschauungen hinzugekommen. Es ist billig zu sagen: ‘All diese dünnen Show- und Unsinnsprogramme, was soll das, soviel haben die Medien doch gar nicht zu bieten!’ Sie haben aber faktisch sehr viel anzubieten, um menschliches Verlangen zu erfüllen, und selbst dort, wo sie das nicht können, geben sie Raum für jede Emotion. Alles, was Menschen mitmachen, kann ich dort (zumindest virtuell) mittun in der Form der zahllosen Dramen, die mich über die Medien erreichen, echte Dramen in den Nachrichten und Magazinen, fiktive Dramen bei Derrick und Co. Und die Grenzen zwischen echt und unecht, dokumentarisch und fiktiv verwischen sich. Leben mit dem Fernsehen hat eine eigentümliche Atmosphäre gewonnen, in der ich mich treiben lassen und dazu noch wiederholt das Gefühl haben kann, daß mich das etwas angeht.

Die allgemeine Verbreitung und Wirksamkeit der Medien, die überall um uns sind, darf nicht unterschätzt werden. Sie könnten sich als stärker erweisen als die Art und Weise, in der die Kirchen tagtäglich das Leiden der Menschen und das Weiterleben artikulieren. ...

Glaubenskommunikation muß offen bleiben

So sehr auch die einzelnen Fragmente des Projekts „Zweisprachig“ und des didaktischen Begleitheftes durchgedacht, abgewogen, getestet und mehr-

fach redigiert wurden, so wenig lässt sich die Glaubenskommunikation vorherbestimmen oder regulieren. Und das wollten wir auch nicht. Wie Menschen auf Medien reagieren, müssen sie selbst erst zu artikulieren lernen. Und was dann dabei herauskommt, wird bestimmt durch die Identität der betreffenden Gruppe. Auf welche Weise die Gruppe ihrer eigenen Glaubenskommunikation Gestalt gibt, lässt sich nicht mehr festlegen in einem rational perfektionierten Stundenplan. Der Einsatz audio-visueller Medien, die nicht vorhersagbare Reaktion konkreter Menschen auf das, was Medien ihnen bieten, schließt auch aus, den konkreten Verlauf dieser Prozesse vorherzusagen. Hier hilft keine Autorität, denn Autorität wird sich hier erst zeigen in der Fähigkeit, eine solche Kommunikation zu ermöglichen.

Das Projekt „Zweisprachig“ geht über „sehen lernen“ hinaus. Es will besser unterscheiden lernen, was Medien bieten an verhüllten und unverhüllten Botschaften. Nach und nach wird immer ausdrücklicher zur Sprache kommen, wie wir über unseren Glauben kommunizieren können, und wie die audio-visuellen Medien uns dabei dienstbar sein können. Wirklich „zweisprachig werden“, sich auskennen in der verbalen Sprache ebenso wie in der audio-visuellen Kommunikation, bedeutet mehr, als das kirchliche Erbe anzupassen an die Erfordernisse der Zeit. Anpassen reicht nicht mehr. Die ehrliche Auseinandersetzung mit allem, was unsere Zeit vorzuweisen hat, kann uns existentieller herausfordern als mancher Christ heute dazu bereit und imstande ist. Doch liegt die Zukunft allein in der Bewältigung des neuen Weges – auch die eschatologische. Ob Gott in all dem anwesend ist, werden die Früchte zeigen.

Ben Frie SJ, Deventer (NL)